

Der dörfliche Hausbaum

„Jedes Naturdenkmal ist ein Tor der Pietät, über dem sich Jahrhunderte wölben“. Es steht am Wege, wenn wir längst nicht mehr sind, und die Bäume rauschten über den Häuptern unserer Väter, als uns noch das Nichts bettete. Naturdenkmale sind Elemente des Beharrens. „Überhaupt: in der Ruhe mündet das große Gesetz des Lebens, nicht in der Hast und Unrast. Auch das stärkste Fortissimo der Novemberstürme, die in die Kronenharfen unserer Baumriesen greifen, mündet im großen Schweigen der Winterstille.“ Ruhe ist Lebenserfüllung, die uns flüchtigen Söhnen der Gegenwart aufgeht im Atemstrom des Ewigen. So ist jedes Naturdenkmal letzten Endes ein Abglanz der Größe und Allmacht des Schöpfers, eine Sinfonie des Lobes und Dankes.

Jedes Lebewesen steht so unter göttlichem Urbefehl, und der Hausbaum ist gleichsam dessen Symbol.

Dasselbe gilt vom Wald. „Ohne Wald keine Quelle, ohne Wasser kein Leben, ohne Baum kein Deutschland (sondern höchstens eine mitteleuropäische Wüste). Wald ist Heimat.“ (Wilhelm Koch). „Leser, wenn du Gemeinderat bist, dann Sorge dafür, daß wieder eine Linde oder ein Nußbaum im Dorf gepflanzt wird, dort zwischen Kirche und Friedhof, neben der Schule oder beim Rathaus.“ Ein Baum gehört in den Mittelpunkt des Dorfes, und wo die geschlossene Gasse oder Straße keinen Hausbaum gestattet, muß die Linde oder ein Nußbaum in der Dorfmitte gleichsam für ihn eintreten und ihn ersetzen.

Der Hausbaum steht im Kommen und Gehen der Geschlechter, ein Pol der Ruhe und des Beharrens. Einst gepflanzt von irgendeiner Hand, schreitet er, allem und allen zugetan, mit durch der Zeiten Glück und Sorge. Der zeitliche Atem des Hausbaumes geht dabei so langsam, daß ein Jahr für ihn ist wie für uns ein Tag. Seinen letzten Sinn empfängt der Hausbaum von der Gemeinschaft her, näherhin von der Hausgemeinschaft. Abermals ergibt sich: Menschenwerk und Natur brauchen keine Gegensätze zu sein, sondern können zu wundervoller Harmonie zusammenwachsen. Das weiß jeder, der schon eine Wettertanne neben dem First eines Bauernhauses auftragen sah, zwar verbeult vom Kampf mit den Mächten der Natur, und doch wie die verkörperte Treue zur Heimat. Je älter ein Hausbaum, desto mehr steht in seiner „Chronik“, desto mehr erscheint er als ein Stück der Urschrift Gottes im Antlitz der Heimat, als eine machtvolle, jahrhundertstarke Mahnung zur Treue gegenüber den Ahnen.

Der Hausbaum ist aber auch ein Symbol der Kräfte, die an Grund und Boden fesseln. Es sind in Worten nicht zu beschreibende Empfindungen beim Gedanken, daß dieser Baum schon den Frieden der Wiege hütete, als der Großvater oder Urgroßvater ein Kind war, daß er ihre Knabenjahre und ihre Mannesjahre sah. Er war und ist ein Trauzeuge ganz eigener Art am Tage der Hochzeit. Er sah und sieht, wie der Täufling zum Gotteshause, der

Sarg beim Tode eines Sippliegendes langsam aus dem Hause getragen werden. So übersieht der Hausbaum den Lebenslauf eines jeden Hausinsassen von der Wiege bis zum Grabe.

Der Hausbaum ist auch eine Ehrung der Heimat, deren Quell immerdar in uns rauscht. „Und alles, was da geruhig ist, was nach Frieden und Schönheit ringt, was Vergehen und Frühling zugleich, was des Lebens Unrast in uns schweigen heißt – Heimat ist es, Heimat, und der Hausbaum ist ihr Herold.“

Es ist bemerkenswert, daß der Hausbaum nicht an eine bestimmte Baumart gebunden ist. Am häufigsten ragt wohl eine Wettertanne beim Hause auf: ein Symbol zähen Ausharrens in Schicksals- und Sorgendruck erscheint sie, berannt, zerzaust vom Anprall der Stürme, denen sie aber zäh ihre bodenverwurzelten Kräfte entgegenstemmt, gerade so, wie es der Bauer macht, wenn ihm ein Unwetter dazwischen fuhr und ihn mehr oder weniger um den Ertrag seiner Mühen brachte.

Immer wieder stößt man auf eine Parallele, die sich zwischen dem Bauernschaffen und dem Hausbaum ziehen läßt. Da ist das knorrige, trotzig, zerschundene Schaubild der Haus- und Wettertanne – knorrig und wie durchfurcht ist auch das Gesicht eines kernhaften Bauern. Auch den Bauern schüttelt manchmal das Schicksal, und ihm antwortet der Tanne zorniges Rauschen, Ächzen, Stöhnen in ertümlischer Melodie, wenn etwa das „Muotesheer“ des Donnergottes über sie hinwegbraust. Als etwas Geheimnisvolles lauscht man am Fenster diesem „Bardengesang“ aus dem Reiche der Natur, so oft er ertönt . . .

Die Linde ist aus dem Dorf von einst gar nicht wegzudenken. Auch heute noch schmückt sie oft und oft den Dorfanger oder eine Mühle oder einen Bauernhof. Die Linde verkörpert die Kräfte des Gemüts wie kein anderer Baum. In ihrer Krone verklang und verklingt das Volkslied, so sehr dieses heute auch verdrängt wird von der Schallplatte und dem Radiogerät. „Die Linde hält jedem Sturme stand und antwortet jedem Windhauche mit ihrem zarten Blätterspiel. Die Linde ist ein Riese, aber ein solcher mit weich und gutgestimmtem Herzen“. Nicht jedes Bauernhaus erträgt eine Linde als Nachbarn. Wo immer aber der Raum es gestattet, möge sie schirmend und hütend Dienst tun dürfen zum besten aller, die im Bereich ihrer Krone durchs Leben schreiten.

Der Kastanienbaum wird in der Blütezeit zu einer Art Hausaltar, besteckt mit Hunderten von leuchtend weißen oder roten Kerzen weit hinauf und hinein in den blauen Himmel. An einem sonnenhellen Maimorgen ist der Anblick ein reiner Gruß der Freude. Im April zuvor blitzen ungezählte Knospen wie Sonnenfunken. Doch muß dem Kastanienbaum in Hausnähe als Träger dichten Schattens manchmal ein vorzeitiges Ende bereitet werden. Auch vermochte er nicht volkstümlich zu werden. Etwas Fremdes bleibt an ihm haften.

Was ist in diesen Familienchroniken und „Ahnenpässen“ aus dem Reiche der Baumwelt niedergelegt an Schicksalhafter jeder bäuerlichen Sippe, geschöpft aus dem Quell-

grund des Lebens in Familie, Haus und Hof. Der Hausbaum hilft den Sinn bewahren für die Natur und das natürliche Leben. So tief wie seine Wurzeln gehen, soll unsere Liebe zur Heimat und Scholle in unserem Herzen verankert sein. Der Hausbaum ist ein Symbol aller guten, Haus und Hof schützenden Kräfte. Er ist die „ewige Wache“ am Lebenstore und am Schaffensraum einer Sippe. Des Hausbaumes himmelweisende Gebärde ist letzten Endes wie ein Einstehen für ein Gesetz, das gilt, mag übers Lebensschifflein kommen, was will, ein Einstehen für das von Beethoven in seiner Neunten Symphonie verewigte Schillerwort: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen“.

Anton Pfeffer

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

Kapitel XXI. Volkstümliche Bildung und ihre Stoffe

Waren schon in den vorhergehenden Kapiteln immer wieder Verweise auf andere Teile des Wegweisers notwendig, so ist dieses Kapitel in besonderer Weise mit dem gesamten Fragenkreis verflochten. Ein Lied, eine Erzählung, eine Grabschrift, eine Redensart usw. – das alles können ja Bestandteile volkstümlicher Bildung sein; sie wurden jedoch ursprünglich nicht als solche aufgefaßt. Wilhelm Heinrich Riehl unterschied vor nunmehr hundert Jahren die Lebensformen des Naiv-Gesitteten einerseits und des Bewußt-Gebildeten andererseits. Die volkstümlichen Kulturgüter waren Ausdruck naiver Gesittung, nicht Ergebnis bewußter Bildung; sie standen auch nicht im Dienst der bewußten Erziehung. Erst heute werden sie immer stärker als Bildungsgüter aufgefaßt; man denke nur an die ausgesprochene *Pflege* etwa des Volkslieds und des Volkstanzes. Eine erste wichtige Frage in diesem Zusammenhang ist, wo die volkstümlichen Kulturgüter – einschließlich aller Bräuche – noch selbstverständlich, als Teile einer ungebrochenen *Überlieferung* verwirklicht, wo und in welchem Maße sie andererseits als Bestandteile der angestrebten *Volksbildung* gepflegt und aufgefaßt werden. Diese Frage stellt uns mitten hinein in die *Wandlung* des volkstümlichen Lebens in der Gegenwart.

Ein weiteres Beispiel soll den Sachverhalt verdeutlichen. Die örtliche *Sitte* kennt *Formen* etwa des Hochzeitsfestes, der Tischordnung usw., die zwar nicht völlig unwandelbar, wohl aber verhältnismäßig fest gefügt und verbindlich waren oder sind. Heute läßt sich hier ein stärkeres Eindringen des gesellschaftlichen Stils beobachten, und zwar oft durch die Vermittlung von Handbüchern aller Art (Knigge, Bücher zur „Festgestaltung“, Spiel- und Unterhaltungsbücher usw.). Diese Bücher treten verständlicherweise häufiger, aber nicht ausschließlich

bei Arbeitern, bei Bewohnern der Stadt usw. auf, wie uns überhaupt die Fragen dieses Kapitels eine gute Möglichkeit geben, auch die sonst oft vernachlässigten sozialen Gruppen der nicht-bäuerlichen Menschen in unsere Untersuchungen einzubeziehen. Unser Beispiel zeigt außerdem, wo wir Bildungsstoffe in spezifischem Sinn zu suchen haben: in erster Linie im *Lesestoff* des „Volkes“.

Welche *Bücher* werden gelesen? Romane (welcher Art?), Gedichte, Reiseschilderungen, geschichtlich orientierte Bücher? Welche Rolle spielen Lexika und enzyklopädische Werke, welche Bedeutung haben Fachbücher? Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Fachbüchern des eigenen Berufs, die nur im Zusammenhang mit der Berufsbildung stehen, und Fachbüchern ganz anderer Berufe oder Büchern belehrenden Inhalts aus berufsfremden Sachgebieten. Entsprechende statistische Erhebungen sind nur schwer möglich; doch könnte etwa in Volksbüchereien die Verteilung der Bücher auf einzelne Bevölkerungsgruppen genau verfolgt werden. Dabei müßten Alter, Konfession, Beruf und Geschlecht unterschieden werden; eine Aufteilung, die ohne lästige Fragebogen etwa der Lehrer eines kleineren Dorfes leisten kann. Zu solchen Erhebungen müssen Einzelbeobachtungen treten. Wie werden die Bücher beurteilt? Welche Rolle spielt der Lesering (Buch-Abonnement)? Werden die durch den Lesering gelieferten – äußerlich meist sehr schön gebundenen – Bücher immer gelesen? Wie werden die Bücher behandelt? Wie steht man zu Taschenausgaben? Welche Rolle spielt überhaupt das Format und die Dicke eines Buchs? Wann wird gelesen? Wie wird der Leser beurteilt; gilt er als gebildet, oder nur als eingebildet? Wie steht er selbst zu den Nicht-Lesern, die es ja immer noch gibt?

In diesem Zusammenhang ist auch auf die Haltung zur *Schule* zu achten. Inwieweit arbeitet die Schule – der Lehrer – auf die Erwachsenenbildung hin und daran mit? Wie urteilen die Leute über die Notwendigkeit (oder Überflüssigkeit) der Schulausbildung? Wie stehen sie zum Lehrer? Man kennt von früher her die Auffassung, nach der ein körperlich schlecht entwickelter Bauernbub „Schneider oder Pfarrer oder auch Lehrer“ werden sollte – wie steht man heute zur Berufseignung und zu den geistigen Berufen im besonderen? Wie steht man zu den Landwirtschaftsschulen und Fortbildungsschulen aller Art?

Das Buch stellt freilich keineswegs den einzigen *Lesestoff* dar. Als Zwischenform muß der Reihenroman (auch der Fortsetzungsroman der Zeitschriften und Tageszeitungen) genannt werden, dann Magazine und *Zeitschriften*. Auch hier sind sowohl Gesamtübersichten als Einzelbeobachtungen nötig. Welche Zeitschriften werden gelesen; aus welchen Gründen? Welche Themen werden bevorzugt? Welche Rolle spielt dabei das *Bild*? Als Wandschmuck werden im allgemeinen nur einige wenige, verhältnismäßig beständige Bildergruppen bevorzugt (z. B. im bürgerlichen Haushalt der Zwanziger-